

Literaturbericht

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **7 (1911)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Albert Ankers Werk lernen wir mit mehr als photographischer Treue den Habitus, das äussere Bild, die Umgebung und das Heim des alten währschaften Bernerbauers kennen, und Gotthelf lässt uns hineinblicken in sein Herz, in die tiefsten und verborgensten Falten seines derb in Holz geschnittenen und doch so komplizierten Denkens und Fühlens.

Bei beiden ist die Liebe zum Volke die treibende Kraft. Gotthelf machte die wilde Sturm- und Drangzeit zum Epiker. Anker, der später geborene, blieb zeitlebens in dem sonnigen, friedlich umzäunten Gärtchen der Idylle.

Und das ist vielleicht der schönste Ruhmestitel Albert Ankers, dass er es verdient, neben Jeremias Gotthelf genannt zu werden.

Literaturbericht.



einer Biographie des Dichters G. J. Kuhn hat Stickelberger¹⁾ eine Auswahl aus dessen „Fragmenten“ folgen lassen. Diese Aufzeichnungen bilden die Grundlage für die Kenntnis von Kuhns Leben. Von allgemeinem Interesse sind die Schilderungen der Revolution von 1798, Kuhns Entwicklung zum Volksdichter und seine energische Stellungnahme in der Umwälzung von 1830.

Die Fortsetzung der Briefe Zimmermanns an Haller²⁾ aus den Jahren 1764—1767 enthält neben persönlichen Angelegenheiten Zimmermanns (Bemühungen um eine Stelle in Warschau, dann in Solothurn) interessante Stellen über die Zensur, unter der auch wissenschaftliche Werke zu leiden hatten, wenn sie etwa kritische Bemerkungen über die Sanitätspolizei enthielten oder auch nur den persönlichen Neigungen und Abneigungen des Zensors zu nahe traten.

¹⁾ H. St i c k e l b e r g e r. Aus G. J. Kuhns „Fragmenten für meine Kinder“. Neues Berner Taschenbuch für 1911, S. 1—35. Bern, K. J. Wyss. Fr. 5. —

²⁾ J. G. Z i m m e r m a n n s Briefe an Haller, 1764—1767, nach dem Manuskript der Berner Stadtbibliothek. Herausgeg. v. R. Icher. ib. S. 37—103.

Den von Türler vor einem Jahre herausgegebenen Erinnerungen K. L. Stettlers an die Revolution von 1798 sind nun die Aufzeichnungen über seinen Dienst bei der helvetischen Artillerie vom April bis Juni 1799 gefolgt³⁾. Stettler musste, sehr wider seinen Willen, im Dienste der Helvetik unter die Waffen treten und mit seiner Kompagnie nach der Ostschweiz abmarschieren. Anschaulich und lebendig schildert er das oft planlose Hin- und Herziehen der ganz mangelhaft ausgerüsteten Truppen, den Rückzug aus dem St. Gallischen Gebiet nach Zürich und weiter westwärts. Stettler hätte sich am liebsten von den vorrückenden Oesterreichern gefangen nehmen lassen, um dann in die Legion Rovérea einzutreten, da eine aussichtslose Neigung ihm die Heimat verleidet hatte. Aber er kam gar nicht ins Gefecht, sondern wurde stets im Etappendienst verwendet, bis er bald nach der ersten Schlacht bei Zürich mit seiner Kompagnie beurlaubt wurde. Stettlers Erinnerungen berichten nicht von grossen Ereignissen; ihr Wert beruht vor allem auf der anschaulichen Schilderung der trostlosen Verwirrung und Unordnung, die anno 1799 in der Verwaltung und besonders im Heere der helvetischen Republik herrschten.

Ueber die „Gazette de Berne“, eine Unternehmung der Familie Fischer, die auch das Postregal besass, veröffentlicht Tobler⁴⁾ eine literarisch und historisch interessante Untersuchung. Die ersten Nachrichten über diese französische Zeitung stammen aus dem Jahre 1689. „Von allen Fürsten und Ständen sowohl als von der Eidgenossenschaft mit gebührendem respect und modeste zu schreiben . . . von Sachen, so im Schweizerland sich zutragen, nur solche einzubringen, welche dem Vatterland rühmlich und anständig und nicht schimpflich sein werden.“

So wird die Aufgabe des Blattes von der Obrigkeit umschrieben; diese Instruktion ist auch bezeichnend für die damalige Stellung der Presse. Nun unterhielt die „Gazette“ ihre Leser mit Hofnachrichten und allerlei manchmal ziem-

³⁾ Bei der helvet. Artillerie vom April bis Juni 1799. Erinnerungen von K. L. Stettler, herausgeg. durch E. Stettler, Architekt. ib. S. 104—214.

⁴⁾ G. T o b l e r, Die Gazette de Berne, 1689—1798. ib. S. 215—244.

lich alten Neuigkeiten aus aller Herren Länder, brachte den Pariser und Londoner Kurszettel — entsprechend dem eigentlichen Titel des Blattes: *Nouvelles des Divers Endroits*, während der schweizerische Teil kaum das enthielt, was wir heute „Kleine Zeitung“ nennen. Die antifranzösische Tendenz brachte der Regierung verschiedene nicht immer sehr höfliche Briefe von Seiten des französischen Gesandten, und dem Redaktor, der meist aus den Kreisen der *Réfugiés* stammte, entsprechende obrigkeitliche Ruffel ein. Der Untergang der Republik Bern brachte auch der *Gazette* das Ende.

In anregender Weise erzählt Haag⁵⁾ von den Studenten im Kloster zu Barfüßen in Bern die sich dort auf Staatskosten auf das geistliche Amt vorbereiteten. Die vor wenigen Jahren aufgefundenen Satzungen dieser „Kollegianer“, in der vorhandenen Form um 1690 abgefasst, zeigen uns die bis in die letzten Kleinigkeiten hinaus fixierte, der römischen Republik nachgeahmte Organisation der Studenten. Der Senat, vom Consul präsiert, sprach seine Urteile über die Uebertreter der Satzungen, verhängte Bussen, durfte auch motivierte Klagen über mangelhafte Verpflegung bei der Regierung anbringen; andererseits konnten die Studenten gegen seine Urteile an den Vorsteher des Kollegiums appellieren.

E. Friedli⁶⁾ lässt eine alte Schwarzenburgerin von den Söldnern aus ihrer Gegend plaudern, die in Napoleons Kriegen oder im Solddienste in den Kolonien umkamen oder als Krüppel in die Heimat zurückkehrten. A. Zesiger⁷⁾ beschreibt zwei Trachtenbilder des Freiburgers Locher aus dem Jahre 1774.

Die in dieser Zeitschrift teilweise veröffentlichte Arbeit von H. Buchmüller⁸⁾ über die bernische Landschulordnung von 1675 ist nun vollständig in Buchform erschienen. Der erste Teil schildert die Schulverhältnisse im 17. Jahrhundert bis zum Erlass dieser Ordnung, der zweite (neue) Teil be-

⁵⁾ F. Haag. Die sonderbaren Satzungen der Kollegianer im Barfüsserkloster zu Bern. *ib.* S. 245—286.

⁶⁾ E. Friedli. Aus Guggisbergs altem Söldnerleben. *ib.* S. 287—292.

⁷⁾ R. Zesiger. Die beiden Trachtenbilder von G. Locher. *ib.* S. 293—294.

⁸⁾ H. Buchmüller. Die bernische Landschulordnung von 1675 und ihre Vorgeschichte. Heft 3 des Archivs für Schweizer. Schulgeschichte. G. Grunau, Bern 1911. Fr. 3, 50.

handelt die Ordnung selbst und ihre Entstehung. Das umfangreiche, sorgfältig gesichtete Material zeigt die bernischen Landschulverhältnisse in sehr ungleichem Lichte. In den einen Gemeinden herrscht Schulfreundlichkeit, von der Regierung mit Beiträgen gefördert; wir finden eifrige Schulmeister, und die Geistlichen als Aufsichtsbehörde bemühen sich um die Hebung der Schule, die allerdings in erster Linie der Kirche zu dienen hatte. „Auß der Schul soll kein Lehrkind erlediget und frey gelaßen werden, biß es die Fundament der wahren Religion, wie sie uns in den Catechismis angewiesen, erlehrt, es sey dann sach, daß auß mangel der Gaben solches nicht geschehen könnte . . .“, lautet § 20 der Ordnung von 1675. Daneben weist manche Gemeinde unerfreuliche Zustände auf. Die „Schulmeister“ sind zumteil Messerschmiede, Gerber, Huthändler etc., und haben noch den Nebenberuf eines Lehrers; die kärgliche Besoldung nötigt sie freilich dazu. Wir sind dem Verfasser dankbar, dass er im I. Teil seine Belege meist im Wortlaut anführt und so Material auch zu andern Forschungen liefert. Die Schulordnung von 1675 ist nicht nur das Geistesprodukt einer Behörde, sondern zugleich das Werk Brandolf Wasmers, des Pfarrers von Wohlen, der für seinen engeren Wirkungskreis schon 1656 ein „Schul- und Sittensatz“ geschaffen hatte.

Diese Ordnung wurde nun von der Regierung allen Geistlichen zur Begutachtung vorgelegt, dann vom Kirchenkonvent auf Grund der Gutachten bearbeitet. Der neue Entwurf wurde wiederum der Geistlichkeit unterbreitet und nach nochmaliger Durchsicht von der Regierung genehmigt. Von allgemeinem Interesse sind die Gutachten der Amtsbrüder Wasmers; nicht nur, weil sie eingehend von den Verhältnissen des Bauernstandes berichten, und zwar oft mit mehr Verständnis für das Notwendige und Erreichbare als es bei Wasmer selbst zu finden ist, sondern auch, weil sie, ohne den Willen ihrer Verfasser, die damalige Geistlichkeit selbst charakterisieren. In manchen Punkten ist man mit Wasmer einverstanden; aber „haben dergleichen bey uns observiert, eh die weisheit us dem Büren Kapitel ufgeflogen“. Der Pfarrer von Krauchtal befürchtet sogar, „wenn man dem neuen Ordnungs-

stifter von Büren nachkäme, so würde er sich dergestalt erheben, alß wan er nit nur allein papst der capitlen uff dem land, sonder auch deßen zu Bern were.“ Solche Aeusserungen sind vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt. Wasmer war allerdings im Wesentlichen der Urheber der neuen Ordnung. Aber er erhebt sich mit seinen Ideen nicht über die damalige Auffassung von der Stellung und Aufgabe der Schule: auch für ihn ist sie nur eine Dienerin der Kirche.

Der dritte Band des „Bärndütsch“⁹⁾ ist erschienen und wird von allen, die für die immer mehr schwindende Eigenart bernischen Volkstums Verständnis und Interesse besitzen, freudig begrüßt werden. Diesmal hat sich Friedli dem Guggisbergerland zugewandt, das erst seit 1907 von einer Bahn berührt wird, wo also eher als anderswo noch auf reiche Ausbeute an Sitten und Bräuchen, wie auch an Eigentümlichkeiten der Sprache zu hoffen war. Diese Erwartung ist in reichlichem Masse erfüllt worden. Mit einem Forscher-sinn, um den man den Verfasser fast beneiden möchte, hat Friedli überall die Leute gefunden, die ihm zuverlässige Auskunft geben konnten und auch gerne gaben.

Und so wird uns in dem neuen Band des Bärndütsch ein fast unerschöpflicher Reichtum geboten, der gerade noch rechtzeitig gesammelt worden ist, bevor die Bahn mit dem gesteigerten Verkehr auch dem bodenständigen Wesen und Leben dort oben den langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Untergang bringt. Schon zeigt sich z. B. durch das Eindringen des als *u* gesprochenen *l* der Einfluss des Unterlandes bei der jüngern Generation, während die alten Leute noch klares *l* sprechen.

Das Kapitel über die Schule musste wegen Raummangel für den folgenden Band zurückgelegt werden. Wenn wir nun auch ein paar Jahre darauf warten müssen, so ist uns dies doch lieber, als wenn man andere Abschnitte erheblich gekürzt hätte, um Raum zu schaffen. In vorzüglicher Weise wird der Text durch die vielen Bilder — Photographien wie Zeichnungen — auch solche aus früherer Zeit, illustriert. Ge-

⁹⁾ E. Friedli. Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Dritter Band: Guggisberg. A. Francke, Bern 1911. Fr. 12. —, geb. Fr. 14. —.

rade das Kapitel von der Kleidung weist viel Interessantes auf.

Den Stoff für den vierten Band wird das Seeland, vor allem Ins, liefern.

Der Hinkende Bot¹⁰⁾ bringt für 1911 eine Plauderei über das an historischen Erinnerungen so reiche Gebiet von Neuenegg und Laupen.


Unter den Quellen zur Kulturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts nehmen Briefe und Memoiren eine hervorragende Stelle ein. Solche Quellen haben vor offiziellen Aktenstücken den Vorzug, dass sie uns einen viel tieferen Einblick gewähren in das Leben und Denken der Verfasser, und darin liegt oft der Hauptreiz dieser literarischen, ursprünglich ja nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Erzeugnisse. Das ist es auch, was die Korrespondenz des Berners Jakob Samuel Wyttenbach mit seinen Freunden anziehend macht. H. Dübi¹¹⁾ will aus diesem Briefwechsel zeigen, wie gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Bern nicht nur Freude an den Bergen und der Sinn für ihre Schönheit erwachte, sondern wie Wyttenbach und seine Freunde systematisch einzelne Gebiete erforschten, die richtigen Namen der Gipfel feststellten, die geologische Struktur untersuchten, Mineralien sammelten, sich an der Aufnahme von Karten und Panoramen beteiligten. In der Tat, aus diesen Briefen spürt man heraus, dass die Alpengipfel diesen Männern vertraute Gestalten wurden, wenn auch mancher noch nicht bestiegen wurde.

Dr. Th. de Quervain.

¹⁰⁾ Der hinkende Bot, auf das Jahr 1911. Stämpfli, Bern. Fr. —. 40.

¹¹⁾ H. D ü b i. Jakob Samuel Wyttenbach und seine Freunde. Beiträge zur Kulturgesch. des alten Bern.

Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft Bern, auf das Jahr 1911. K. J. Wyss. Fr. 4.—.

 **Auch die kleinste Mitteilung über Funde, Ausgrabungen, Restaurationen, Tagebuchaufzeichnungen aus frühern Zeiten, Anekdoten etc., bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde betreffend ist der Redaktion stets sehr willkommen.** 